

Der Brandstifter [Schluss]

Autor(en): **Fischer, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1898-1899)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665600>

Nutzungsbedingungen

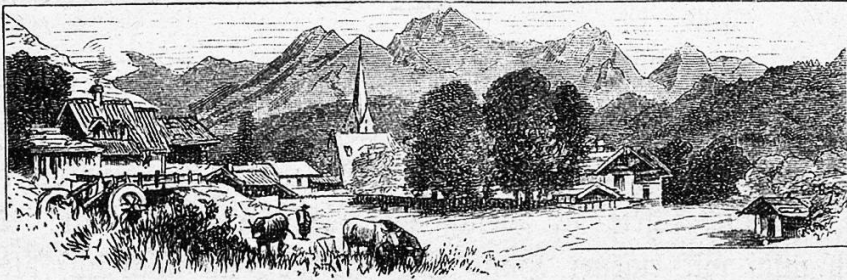
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nachdruck verboten.

Der Brandstifter.

Von G. Fischer.

(Schluß).

Schon drei Tage später erhielt der Vater eine Vorladung vor's Amt in dem nahen Bezirkshauptort.

Er sah bleich aus, als er der Mutter die Hand reichte zum Abschied. Seine Stirnwunde war noch nicht geheilt und seine Augen irrten verlegen am Boden umher. So sehr ich ihn sonst fürchtete, jetzt tat er mir recht leid und ich wünschte ihm von ganzem Herzen das freisprechende Urteil, auf das er sich Hoffnung machte. Denn er behauptete immer wieder, nicht er, sondern der andere habe angefangen. Und dieser andere, der Sägerschupp, war ja auch nicht so übel zugerichtet wie der Vater zuerst gemeint hatte. Bald nach dem Kaufhandel hatten wir Buben ihn wieder auf der Straße gesehen, wenn auch mit verbundenem Kopf und Arm. Auch war unser Vater nicht vorbestraft, was der Sägerschupp von sich nicht behaupten konnte.

Mit diesen und andern Trostesgründen suchten wir die Mutter zu trösten, die jetzt, nach dem Weggang des Vaters, auf die Ofenbank sank und bitterlich zu weinen anfing. Aber wir richteten nichts aus. „Wen das Unglück einmal gepackt hat, den läßt es nimmer los und uns hat es jetzt gepackt,“ sagte sie immer wieder.

Ach, sie hatte nur zu recht!

Der Vater kam erst in später Nacht zurück und nicht nüchtern; er hatte getrunken und sein finsternes Gesicht zeigte deutlich, daß er in den Zorn hinein getrunken, daß es nicht gut gegangen war. Wir wurden sofort zu Bette geschickt. Meine drei jüngern Brüder krochen gehorsam unter die Decke; mich aber litt es nicht im Bette; halb angekleidet kauerte ich auf dem Gadenboden und horchte hinab nach den Worten des Vaters. Ich konnte nicht alles verstehen, aber ich merkte, daß er zu einer ziemlich hohen Geldbuße oder zu entsprechender Gefangenschaft verurteilt war. Aber ins Gefängnis gehe er nicht, polterte er. Ihm soll keiner vorhalten können, er habe gefessen. Das Geld müsse beschafft werden.

„Aber woher, um Gotteswillen?“ jammerte die Mutter. — Darauf hörte ich, wie er sie leise zu etwas zu überreden suchte, gegen das sie sich verzweifelt wehrte, trotzdem er immer eifriger auf sie einredete. Zuletzt ward er wild und schrie sie zornig an: „Tu wie du willst! Aber eher bringe ich mich mit eigener Hand um, als daß ich mich auf die Britsche lege. Es wird sich wohl irgendwo ein Strick finden und ein Baumast dazu“. —

Die Mutter stöhnte laut auf in ihrer Qual.

„Ich brauche es eigentlich auch nicht so auffällig zu machen,“ fuhr er knirschend fort, „du sollst wegen mir nicht in Schande kommen. Ich brauche ja bloß beim nächsten Dachdecken aus anständiger Höhe von einem Dach zu fallen, so ist's auch in Ordnung. Und die Leute bemitleiden dich wegen dem Unglück und helfen dir. Ja, ja, so wird's . . .“

Er brach ab, es wurde still unten; ich hörte nur noch ein verzweifeltes Schluchzen und Stammeln.

Am andern Morgen schien die weiße Februarsonne wieder in unser Stübchen, als wäre nichts geschehen. Lustig tanzten die Sonnenstäubchen um den grämlichen Webstuhl, der immer noch ruhte, denn der Vater war noch nicht aufgestanden. Dagegen trieb die Neugier ein paar Weiber herbei. Sie gebrauchten den Vorwand, Strickgarn zu kaufen — wir hatten eine Garnablage von dem Fabrikanten, für den der Vater wob — erkundigten sich aber bald nach dem gestrigen Gerichtsspruch. Die einen verfehlten nicht, unsere Partei zu nehmen und das Gericht der Parteilichkeit zu beschuldigen, während andere ihre Schadenfreude nur schlecht verbergen konnten.

Die Mutter tat indessen mit allen gleich freundlich und sagte jeder der Frauen beim Fortgehen, das Garn habe um einen Batzen abgeschlagen; jetzt sei eine günstige Gelegenheit, sich damit zu versehen, sie sollten es doch ja ihren Bekannten auch sagen.

Das war wieder etwas, das ich nicht begriff. Mir hatte der Herr beim letzten Garnholen durchaus nichts von einem Preisrückgang gesagt, sondern wie immer in den Bart gebrummt, er verdiene nichts bei der Lumperei. Und nun sollte die Baumwolle plötzlich um so viel billiger geworden sein? Indes der Schlag tat seine Wirkung; unsere Stube wurde nicht mehr leer von Leuten, die Garn kauften und ehe 8 Tage vergangen, war der ganze Vorrat abgesetzt. — Ich wurde in die Stadt geschickt, um Ersatz zu schaffen. Mit einer größern Ladung als je machte ich mich auf den Heimweg. Ich hatte meine liebe Mühe, die Last den Rain an der Ringmauer emporzubringen und der alte Karren knarrte

und seufzte bedenklich. Ich mußte subtil tun, wenn ich nicht einen Zusammenbruch auf offener Straße erleben wollte.

So lange es noch auf der schönen Landstraße ging, hielt sich das Gefährt noch ordentlich; ich war aber kaum in unsere holperige Dorfstraße eingefahren — kraks, brach die linke Deichsel; die rechte schnellte mir aus der Hand, der Karren überschlug sich und mein Garn lag auf den Steinen.

Es war mir ein großer Gefallen, daß in diesem Augenblick meine drei Brüder mit Hussah und Halloh vom Hürnen herabkamen, um mir schieben zu helfen. Beim Anblick der veränderten Sachlage entschlossen wir uns kurzweg, das Garn auf dem Rücken heimzubefördern. Der jüngste, der kleine Sämi, wurde als Wacht zum Karren gestellt und wir trugen im Trab Paß um Paß nach Hause, bis auf einen kleinen Rest, den man noch dem Invaliden anvertrauen konnte.

Der Vater fluchte, als er den Schaden sah. Nichts als verderben können die Sakraments-Rangen! Dann machte er sich ans Ausbessern.

Und da griff das Unglück zum zweiten Mal ein. Als er mit dem Ziehmesser die neue Deichsel glätten wollte, glitt ihm das Eisen an einem Aste aus und fuhr ihm ins Knie. Acht Tage konnte er nicht mehr auf dem Beine stehen und darnach hinkte er noch wochenlang. An's Weben war nicht zu denken, dazu bedurfte es der ganzen Kraft der Füße. Der Webstuhl stand still; trüg dehnten sich seine verstaubten Wellbäume und der Zettel fing an, unter dem eigenen Gewicht schlaff herabzuhängen. Derweil ruhten auch unsere Spuhlräder; was sollten wir Spühlchen machen, wenn niemand wob!

Ach, es war eine recht trübselige Zeit, wenn wir so zusammensaßen in abenddunkler Stube, der Vater auf der Ofenbank, verbittert, den Kalender zwischen den Händen zerknüllend, wir Buben lautlos in die Winkel gedrückt und die Mutter mit roten Augen über eine Nähterei. Und draußen machte der Winter den letzten verzweifelten Versuch, seine Herrschaft zu behaupten. Der Sturm heulte um unser armseliges Hüttchen und peitschte in wilder Siegeslaune Regen und Schnee durcheinander. Der Tumult machte die drückende Schwüle unserer Stube doppelt unerträglich. Für uns Buben war es eine Erlösung, wenn der Vater dann mit einem Fluche von der Bank emporfuhr: „Das Donner und Wetter! In diesem Jammerkasten halt's ein anderer aus!“ und an seinem Stock nach der Aneipe hinkte.

Gut ging es nur mit unserem Garnhandel. Es war nun schon das dritte Mal in diesem Monat, daß ich nach Garn fahren mußte. Der Fabrikant sah mich diesmal lang an und fragte ob ich nichts mitgebracht habe. Ich konnte ihm nichts geben, als den Zettel, worauf die Garnsorten geschrieben standen, die ich bringen sollte.

„Das nächste Mal will ich dann Geld sehen“, polterte er und warf unwirsch die Tür hinter sich ins Schloß.

Das nächste Mal kam nur zu rasch.

Am 15. März, an meinem Geburtstag, war ich wieder auf dem Weg nach dem Städtchen, natürlich ohne einen roten Kappen in der Tasche. Ich weinte vor mich hin, zornige bittere Tränen, wie sie erlittenes Unrecht auspreßt. Ich hatte Schläge bekommen, weil ich nicht ohne Geld gehen wollte. Mit zuckenden Lippen wiederholte ich die Ausreden, die man mir statt des Geldes mitgegeben hatte: Der letzte Posten Garn sei nicht gängig, die Leute verlangen größeres. Und der Vater komme in den nächsten Tagen mit dem fertigen Stück Tuch und mache ab. Es waren Lügen, ich wußte es wohl. Das Garn war bis auf 2 oder 3 Strangen fort und mit dem Stück konnte der Vater vor vier Wochen nicht fertig werden, auch wenn er den ganzen Tag an der Arbeit war, und jetzt hielt ers täglich erst ein paar Stunden aus.

Der Fabrikant sah mich scharf an, als ich mit meinen roten Augen und mit meinem schlechten Gewissen in sein Bureau trat. Er unterbrach mich, bevor ich mit meinem Sprüchlein zu Ende war, ich solle mich mit meinem Karren ins Pfefferland scheren, Garn kriegen ich keines. Uebrigens wolle er nächstens selber nach S. kommen und sehen, was wir für eine Ordnung haben, es scheine ihm nicht alles klar zu sein.

Das war mein Bescheid! Ich hatte keine andere Wahl, als mit meinem leeren Gefährt heim zu trotten, so übel mir dabei auch zu Mute war. Ich machte oft halt und sah mich um; es eilte ja nicht mit der bösen Botschaft. Der Tag war schön und mild, die Sonne schien warm, der Frühling schien gekommen und am Himmel lärmten die wandernden Staare. Es schossen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf. Ich dachte daran, den Karren stehen zu lassen und davon zu laufen in die weite Welt. Mit den Wandervögeln über die Berge, wohin der Zorn und die Schläge des Vaters nicht reichten! Ich sah mich in Gedanken schon unterwegs, fest ausschreitend ins wildfremde Land und tapfer mich durchschlagen durch Not und Mühsal. Aber zugleich fühlte ich auch, wie sich das Heimweh leise an meine Sohlen heftete, das Heimweh nach unserem verlotterten Strohhüttchen an der Halde, nach dem Nußbaum davor, nach dem lustigen Sommerleben im Walde mit meinen Brüdern. Und dann die Mutter? Würde sie sich nicht sehr um mich grämen? Hieß das für sie sorgen und ihr gute Tage bereiten?

Nein, ich wollte nicht fort und wenn ich jetzt auch wieder Schläge kriegen würde, weil ich kein Garn hatte. Ich wollte nicht fort und wenn es mir auch zehnmal schlechter ging als heute, für die Mutter wollte ich dulden und leiden.

Jetzt kam mir unversehens ein Trost des Weges entgegen, ein Bürger aus dem Städtchen. „Recht, daß ich dich treffe“, sagte er. „Dein Vater muß auf mein Dach, je eher, je lieber, morgen schon, wenn er kann. Sags ihm.“

Ich versprach es freudig. Das war gute Kunde, ein Blitzableiter für mich. Dem Vater war der erste Auszug auf die Dächer immer ein Fest. Mutiger griff ich aus und bald war der Hürnen und unser Hüttchen in Sicht. Eben bog ich gegen das Dorf ein, als die Sonne mit ihren letzten Blicken den Hang und das Häuschen streifte. Ihr großes, strahlendes Auge sah ihm tief unter die stroherne Kapuze und entfachte in seinen runden Scheiben ein glänzendes Lichterspiel. Die ganze Breite der Fenster loderte im Feuer, ich hätte mich keinen Augenblick gewundert, wenn in der nächsten Minute die Flammengarben oben aus der First herausgeschossen wären. Je näher ich kam, desto wilder und röter flackerte die Glut, bis die beängstigende Herrlichkeit erlosch.

Langsam kroch mein Karren den Hügel hinan.

Ich warf dem Vater eilfertig die bessere Botschaft zuerst hin. Seine Miene erheiterte sich aber nur wenig, er hatte mein leeres Gefährt schon gesehen. Doch setzte es wenigstens keine Schläge ab; Vater und Mutter sahen sich nur mit vielbedeutenden Blicken an, als ich ihnen die Worte des Fabrikanten meldete.

In jener Nacht hatte ich einen bösen Traum. Ich kam wieder auf unser Hüttchen zu, wie gestern und wieder brannte es lichterloh hinter den Fenstern. Aber diesmal war es nicht der Widerschein der Sonne, das sah ich deutlich. Jetzt schlugen wirkliche Flammen hinter den Scheiben empor und züngelten hinauf ins braune Gebälk. Ueberall knisterte und schwahlte es und schon leckten hier und dort die feurigen Flammenzungen durch das Strohdach. Und jetzt — jetzt schoß eine riesige Feuersäule hoch empor. — —

Ich erwachte vor Schrecken. Es war finster um mich — Nacht. Der Morgen konnte indes nicht fern sein, denn ich hörte unten in der Stube den Vater, der zum Dachdecken ins Städtchen wollte, Abschied nehmen. Aber was für einen Abschied! Einer, der mir das Haar zu Berge trieb.

„Heut muß es sein, noch heut! S'ist jetzt genug g'redt. Sie sollen unsern Kindern nicht vorhalten, ihr Vater sei im Zuchthaus g'sessen, hab unterschlagen — — Also du tust's! Was liegt an dem alten Böli! Ob der verbrennt oder nicht, s'ist kein Schad! Und daßd' so schlau bist und's niemand sagst, du habest's selber anzündt, wollen wir hoffen. Dir traut man's so wie so nicht zu — und s' muß nun einmal sein, hörst du, es

muß! Aufsteigen will ich's sehn, vom Städtli aus, eh' es Abend wird — oder sie tragen dir einen heim auf der Bahre, einer der vom Dach g'fallen ist."

Unser Haus anzünden, unser eigenes Haus! Wie vom Blitze erhellt lag der ganze Zusammenhang vor meinen Blicken. Jetzt wußte ich, warum das Garn so plötzlich abgeschlagen, warum ich lügen müssen. Jetzt wußte ich, warum wir Brot hatten, obwohl der Vater keines verdiente.

Meine Brüder waren schon von ihren Strohsäcken geschlüpft, während ich immer noch die wirren, schrecklichen Gedanken im Kopfe hin- und herwälzte. „Seh, auf, du Faulzpelz!“ riefen sie und zogen mir die Federdecke vom Leib, „weißt nicht, daß heut große Wäsche ist und wir ins Holz müssen?“

Große Wäsche! Und das große Feuer dazu zum Trocknen!

Unsere Morgensuppe stand in der Küche, drinnen in der Stube war schon abgeräumt. Es war immer noch finster. Das Feuer auf dem Herde verdrängte die Dunkelheit nur in nächster Nähe; in den Winkeln nistete sie desto hartnäckiger und wo sie am tiefsten war, da tanzten die roten, feurigen Punkte . . . Und dort in der Ecke neben dem Waschfaß kauerte die Mutter und erlas die Wäsche. Gepreßt klang ihre Antwort auf unsern „Guten Tag!“ Mir war, als drückte sie das entsetzliche Tagwerk, das ihr der Vater aufgebürdet hatte, zu Boden in die elenden Lumpen hinein . . .

Und wieder stiegen heiß in meiner Brust Erbarmen mit ihr und Groll gegen den Vater empor und schnürten mir den Hals zu. Mit Mühe würgte ich meine Hafergrütze hinab.

Dann zogen wir Buben hinaus in den Wald, in den Hürnerberg. Ich kletterte auf den Baum und hastiger als sonst sauste mein Gertel auf die dürren Aeste nieder. Aber es gelang mir nicht, die hämmernden Gedanken zu übertönen und da — plötzlich — schoß mir einer durch den Kopf, der mich zwang, mitten im Schlage inne zu halten: Wenn du es tatest, du für sie?!

Ich mußte mich zuerst ein wenig fassen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren inmitten der auf mich einstürmenden Vorstellungen. Aber als das erste Zurückschrecken vor dem verbrecherischen Gedanken einmal überwunden war, kam er mir gar nicht mehr so ungeheuer vor und es wunderte mich, nicht schon früher darauf verfallen zu sein. Wenn es denn keinen andern Weg mehr gab, um der Schande zu entrinnen, warum sollte nicht ich ihn gehen können? Ja, es schien mir plötzlich, die Schuld sei weniger groß auf meinen Schultern, als auf denen der Mutter. Man

würde mir auch die Tat weniger zutrauen, als ihr; meinte ich; es würde mir leichter, den Verdacht abzuwenden.

Ja, jetzt war ich schon fest entschlossen. Ich wollte ihr die entsetzliche Last abnehmen, wollte für sie durchs Feuer gehen, aber in einem ganz andern Sinne, als ich's mir sonst vorgestellt hatte.

Und sie sollte nichts davon erfahren, daß ich's gewesen; schweigend heimlich wollte ich tun, was getan sein mußte: Sie sollte meinen, ein Zufall habe ihr die Sünde erspart.

„He Rudi, bist eingeschlafen auf deinem Baum oben?“ riefen meine Brüder.

Ich glitt den glatten Stamm herab.

„Ich meine, wir haben genug Holz und s' läutet Mittag im Städtli,“ sagte der kleine Sämi.

„So gehen wir heim!“

Heim! Und wenn ich's nun anzündete, unser Heim? Wenn wir keines mehr hätten? Wenn wir nicht mehr heim könnten?

Der Gedanke begann mich zu würgen und schwerer als sonst lastete die Bürde auf meinem Rücken und drückte immer mehr, je näher wir der Heimat kamen. Ich mußte die Last ein Weilchen abwerfen, aufschauen und Atem schöpfen.

Da lag's, unser Häuschen, an die Halde geschmiegt wie ein Kind an die Mutter. Sein verschoffenes, vielfältig geflicktes Kittlein vermochte nicht, seine Dürftigkeit zu verbergen und schutzloser als sonst stand es in der Märzensöhne, jetzt, da der Nußbaum es noch nicht mit dem grünen Blätterdach überwölbt. Aber drohend reckte der Baum die nackten, knorrigen Äste in die Luft, gleich Fäusten und als wollte er jeden niederschlagen, der dem Hüttchen ein Leid anzutun wagte.

Ich fühlte, wie mein Entschluß wieder wankend wurde, wie mir die Tränen in die Augen traten. Unser altes, liebes, trauliches Heim — mit eigener Hand —

„Komm Rudi, Mutter hat g'kocht!“ Wir saßen am Mittagstisch; emsig führten meine Brüder ein. Die Mutter aß nichts. Ihre Augen blickten an uns vorüber ins Leere und wenn das Feuer draußen auf dem Herde knisterte, fuhr sie erschreckt zusammen. — — Da begriff ich, daß sie darauf wartete . . . daß ich es doch tun mußte.

Am Nachmittag sollte es wieder ins Holz gehen. Die Brüder schlugen den Lenzhard vor. Ich sagte, sie sollen nur gehen, ich wisse droben im Hürnerberg noch zwei schöne, dürre Tannen. Sie gingen und ich machte mir draußen im Ziegenstalle zu schaffen. Eine Nachbarin kam, um der Mutter aufhängen zu helfen weiter unten an der Halde, wo ein

Seil gespannt war, sie trugen den schwer beladenen Korb heraus, die Mutter zog den Schlüssel ab, „vor einer Stunde können wir doch nicht zurück sein,“ hörte ich sie sagen. Mich glaubte sie drunten im Lenzhard, mit den andern.

Jetzt war's Zeit! Ich überlegte noch, ob ich nicht die beiden Ziegen ablösen sollte. Aber wenn man sie so fand — das erweckte Verdacht. Ich legte also nur den Gertel neben die Tür, damit man die Seile rasch entzwei hacken könne. Ich war ganz kalt und sicher geworden.

Hinter dem Geißenstalle an der Wand hing eine kleine Leiter, die nahm ich und legte sie ans Haus neben das Gartenfenster, stieg hinauf, drückte das Schiebfenster zur Seite, schlüpfte hinein, vom Gaden in die Stube, in die Küche. Da lag der große Haufe Reisig, den wir am Morgen vom Walde gebracht. Wenn der einmal brannte, so würde sich das Feuer schon an der Wand hinauftasten. Es brauchte bloß ein Funke vom Herde herüberzuspringen ins dürre Geäst — und wenn er nicht springen wollte, so mußte man ihn hinübertragen — oder das Feuer hinüberleiten, das war langsamer, aber sicherer. Auf dem Herde glühten noch Kohlen. Ich legte frische Reiser darauf und formte aus Aesten, die noch die trockenen Tanneennadeln trugen, den Flammen einen Weg, auf dem sie sich weiterfressen konnten in den Ueberfluß hinein.

Dann verließ ich rasch Küche und Gaden auf demselben Weg, den ich gekommen, hängte die Leiter an den alten Ort und ging den Berg hinan, dem Walde zu. Im Anfang langsam, stätig, ohne umzublicken, wie mir's der Verstand vorschrieb und dann mählig schneller, weil etwas hinter mir anfang zu hezen Ob ich wollte oder nicht, ich mußte den Kopf zurückdrehen — Nichts! Alles still! Oder doch? Knisterte und prasselte es nicht schon hinter mir? Und dort der Rußbaum! Bewegte er nicht seine Aeste wie gerungene Hände zum Himmel empor über meine Tat? Und tauchten nicht da und dort schon Menschen auf und riefen: Haltet ihn, den Brandstifter!

Dummes Zeug! Keine Seele ringsum. Und doch — die Angst trieb mich immer schneller. Der Wind hinter mir her, die Haselbüsche, an denen ich vorbei kam, die dürren Grashalme, die um meine Füße raschelten — alles flüsterte und raunte: da — da — Mordbrenner! — Mordbrenner!

In wilder Flucht legte ich den Rest des Weges bis zum Wald zurück. Erst als die Zweige hinter mir zusammenschlugen, fühlte ich mich wieder sicherer und hielt an.

Die Pulse hämmerten mir in den Schläfen. Was nun? Weiterfliehen über Berg und Tal, so weit mich die Füße trugen? — Und die



„Raft.“

Landjäger hinter mir her, denn wenn ich floh, da war's ja am Tag, daß ich's getan!

Zurücklaufen, noch zu retten, zu löschen suchen? — Und wenn's zu spät war, mich um so sicherer verraten!

Ich konnte weder vor- noch rückwärts, ich mußte stehen bleiben, durfte mich nicht einmal umwenden, um nicht das Schreckliche zu erblicken, das ich angerichtet . . .

Ich weiß nicht, wie lange ich so stand in namenloser Qual — dann plötzlich erscholl Lärm unten im Dorf, durcheinander rufende Menschenstimmen, Getrappel. Es war mir, als drehte mir eine unsichtbare Hand den Kopf in den Nacken und ich sah, was ich nicht sehen wollte, den riesigen Raubvogel mit den geschwungenen, pechschwarzen Fittigen, wie er die blutigen Fänge in unsere Furst krallte

Sinnlos schreiend rannte ich den Berg hinunter

Der greise Erzähler hielt inne und blickte steif in das Weinglas vor ihm auf dem Tisch. Niemand von der Tafelrunde wagte, sein Schweigen zu unterbrechen oder eine unnütze Frage zu tun. Nur die Wirtin trat geräuschlos herein, füllte die leergewordenen Gläser und verschwand wieder, wie ein guter Hausgeist.

Der Alte tat einen langen Zug, und im Aufsehen all die gespannten Gesichter erblickend, fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort: Sie werden mir den Schluß nicht schenken, Sie werden noch meine Buße hören wollen.

Nun ja, ich habe gebüßt.

Es war zwei Monate später, als ich zum ersten Mal wieder den Weg zum Hürnen hinaufging. Ich mußte sehr schlecht aussehen, denn die Leute wichen mir aus, wie einem Gespenst. Aber wenn man acht Wochen lang im Spitale gelegen hat und noch viele schlecht verheilte Brandwunden am Körper herumträgt, kann man eben nicht besser aussehen.

Die Maiensonne schien freundlich und warm und doch fröstelte es mich und meine Glieder zitterten vor Schwäche, wie ich den wohlbekanntem Weg hinauffstieg.

Und nun stand ich oben auf dem Brandplatz. Er war abgeräumt, einige Mauerreste noch auf der schwarzgebrannten Erde, daneben der halbverkohlte Nußbaum, abgestorben, im Schmerze erstarrt. Ich mußte mich niedersetzen, meine Füße versagten den Dienst.

An den toten Baum gelehnt, rief ich mir die schrecklichsten Minuten meines Lebens ins Gedächtnis zurück. Ich sah mich wieder dem brennenden Hause zustürzen — nicht als der erste. Männer hatten schon die Türe eingeschlagen und jeder trug heraus, was ihm gerade in die Finger

fiel. Ich tat ebenso. Ohne Frage und Antwort schoß man an einander vorüber durch Qualm und Rauch. Auch meine Mutter sah ich, ohne daß sie meiner achtete.

Und dann rief auf einmal jemand draußen: Halt! Jetzt kann man nicht mehr hinein. Und ich war drinnen! Konnte man auch nicht mehr heraus? Ich riß noch etwas von der Wand — meinen Schulsack glaub ich — und stürzte aus der Stube. Eine entsetzliche Glut schlug mir entgegen, es regnete Feuer über mich herab, ohnmächtig brach ich zusammen, fühlte nur noch mit dem letzten Rest der Sinne etwas Hartes an meine Rippen schlagen — den Feuerhacken, mit dem sie mich aus dem brennenden Stroh rissen, das vom Dache stürzte.

Und dann das grauenvolle Erwachen! Die fürchterlichen Schmerzen! In den ersten Wochen vor allem die körperlichen, nachher die seelischen, die Angst vor dem Gericht. Wie oft richtete ich in jenen Tagen die angst-erfüllten Blicke nach der Tür, wenn sich ungewohnte Schritte hören ließen, wie oft schoß mir wie ein Nadelstich der Gedanke durch den Kopf: Jetzt kommen sie und schleppen dich vom Krankenlager in den Gerichtssaal. —

Bis ich einmal den Doktor zu meiner Pflegerin sagen hörte: Der Junge ist so aufgereggt, Marie; Sie haben ihm doch nicht gesagt, daß . . .“

„Nicht das geringste, Herr Doktor!“

Jetzt war's am Tag!

Denn daß es das war, was die Wärterin mir nicht sagen sollte, daran zweifle ich keinen Augenblick. Sie wollten nur noch warten, bis ich ganz gesund wäre. Und ich würde ihnen alles erzählen, wie es gekommen, alles! —

Von da an wurde ich ruhig, ganz ruhig und meine Genesung machte rasche Fortschritte.

Es war nicht das gewesen, was der Doktor gemeint hatte. Die Untersuchung über den Brand war durchaus nicht streng geführt worden. Es betraf ja nur eine armselige Hütte und die Fahrhabe war nicht einmal versichert.

Aber drei Wochen darnach war mein Vater im Städtchen vom Schulhausdach gefallen. — Ohne seinen Willen. Er war ausgeglitten, das Seil, das er um den Leib geschlungen, hatte sich an einer scharfen Kante zerschnitten und er war gestürzt, über fünfzig Fuß hoch. Er hatte keine Stunde mehr gelebt.

Und die Mutter war darüber irrsinnig geworden. So hatte mir gestern der Armenpfleger auf dem Heimweg erzählt, als er mich aus dem Spitale geholt.

Ach, es war zu viel! Zu viel für meine schwachen Kräfte! Ich

preßte meine abgemagerten Hände vor das Gesicht und weinte die bittersten Tränen der Reue und der Verlassenheit.

Dann schrak ich auf einmal zusammen. Ein Schatten war vor mich in's Sonnenlicht getreten. Ich sah auf: Da stand, wie aus der Erde gewachsen, der Alte vom Richtshof vor mir.

„Was tust du hier, Junge?“

„Nichts“ antwortete ich und zitterte vor seinen strengen Augen, die unter den weißen, buschigen Brauen hervorblickten.

„Nichts? Weißt du auch, daß diese Antwort mir sehr schlecht gefällt? Hättest du nichts getan, so müßtest du jetzt nicht auf einem Brandplatz sitzen. Oder hat dich etwa nicht das Schuldbewußtsein hergetrieben — hast nicht du das hier angerichtet?“

„Wohl“ sagte ich leise; vor diesen Augen galt kein Leugnen.

„Ich habe dich gesehen, zuerst wie du flohst, den Berg hinan, wie das Gewissen dich immer schneller trieb und dir den Kopf zurückdrehte und dann, wie das Feuer aus dem Dache schoß. Warum hast du angezündet?“

Er stand vor mir, die Last der Jahre nur leicht auf seinen Stock gestützt, wie ein Richter aus dem alten Testament und seine Augen bohrten sich in die meinen.

Da erzählte ich ihm alles, wie ichs auf meinem Krankenlager mir zurechtgelegt, wenn sie mich holen würden vor's Gericht.

Als ich geendet, war in seinem Blick die Strenge erloschen und seine Stimme klang milder.

„Ich habe geschwiegen, so lang du krank warst,“ sagte er langsam, „und werde weiter schweigen, jetzt, da du gesund bist, wenn du mir etwas versprechen willst. — Soweit du gefehlt, hast du gebüßt. Den eigentlich Schuldigen hat Gott gerichtet. — Aber sühnen, gut machen sollst du für ihn, das mußt du mir versprechen.“

„Wie?“ fragte ich kleinlaut.

„Indem du ein Mann wirst, ein braver Mann, ein braver Sohn, der für seine Mutter sorgt.“

Ich brach neuerdings in Tränen aus. „Sie weiß ja nichts von mir — ich habe niemand mehr auf der ganzen Welt.“

Der Richter schüttelte väterlich wohlwollend seinen Kopf. „Deine Mutter kann wieder recht werden. Auch mußt du nicht sagen, du habest niemand auf der Welt. Vorläufig hast du mich. Kannst mit mir auf den Richtshof — ich will für dich sorgen, will sehen, daß etwas Tüchtiges aus dir wird — wenn du nämlich willst!“ Und damit streckte er mir seine runzelige Hand hin.

Ich küßte sie nicht, diese Hand; ich benetzte sie nicht mit Freuden-
tränen. Ich legte nur meine zitternden Finger hinein, aber ich wußte
nun, wie's einer Waise zu Mute ist, wenn sie auf einmal einen Vater
und eine Heimat findet . . .

Der Erzähler schwieg. Ein milder, verklärender Sonnenschein lag
auf seinem Gesichte.

„So muß er ausgesehen haben, wie du jetzt, der Alte vom Richt-
hof damals auf dem Brandplatz“, sagte der Bezirksamtman.

„Was ich geworden bin, das verdanke ich ihm. — Und meiner
Mutter!“

„Wurde sie wieder geheilt?“

„Ja — auf eine recht merkwürdige Weise. — Doch das erzähle
ich Ihnen ein andermal, meine Herren. Alle Wetter, die Sonne ist
wahrhaftig schon hinunter. Es ist Zeit für mich. Lassen Sie mich Ihnen
die Hand zum Abschied reichen — wenn es Ihnen nämlich nicht wider-
strebt, die Hand eines Brandstifters zu drücken.“

Die Wärme, mit der die Geschworenen dies taten, versicherte ihn
freilich des Gegenteils.

Reisebriefe aus dem fernem Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Ärztin.

Da, aus allem Träumen, Schauen, Vergleichen und Rückerrinnern
weckt mich der Ruf des höflichen Kondukteurs, der mir in französischer
Sprache mitteilte, wir hätten die Paßhöhe des Libanon erreicht, und von
hier habe man den letzten Rückblick aufs Meer. Die Aussicht nach
Osten ist gehindert durch den fahlen Rücken des Oschebel Kenese, nach
Westen aber schweift der Blick ungehindert über Tal und Hügel, Berg
und Meer. Unbeschreiblich! In kolossaler Ausdehnung stuft sich das Ge-
birgsmassiv mit seinen Schluchten und hügeligen Erhebungen gegen das
Meer hinunter ab. Es muß bald Mittag sein, so daß in dem blendenden
Sonnenlicht und dem geringen Schatten die Niveaudifferenz der Höhen
und Tiefen beträchtlich ausgeglichen erscheint. Die schroffen Kontraste
der Gebirgsplastik scheinen dadurch gemildert und versöhnt. Das Meer ist
infolge des völlig klaren Himmels in den unvermeidlichen Sonnendunst
verschleiert, um so majestätischer, unermesslich weit und fern, wirkt der
Meereshorizont, der sich als eine endlose, dunkle Linie vom Firmament
abhebt!